

Neues aus Sankt Georgen



Germany, Wismar, Alter Hafen, 2020

52

Liebe Leser,

diese Nr. 52 könnte anlässlich der Ausstellung „Eine Billion für blühende Landschaften“ in St. Georgen Wismar eine Sonderausgabe sein. Könnte. Ich habe sie soeben abgebaut. Das Aufsichtspersonal hat in 4 1/2 Wochen rund 32.000 Besucher gezählt. Jeder Vierte gab zu erkennen, dass er zielgerichtet gekommen sei. Die anderen waren "Beifang" aus allen Teilen Deutschlands und dem Ausland. Sie gewannen einen nachhaltigen Eindruck von den "wilden Jahren" der deutschen Einheit. Worte, die ich oft vom Publikum hörte: "Mein Gott! Wie das damals ausgesehen hat! Das habe ich alles vergessen!"

Während die Deutschen West nach dem 9. November 1989 glücklich waren, dass die schikanösen Grenzkontrollen und der Zwangsumtausch erledigt waren, auch keine Westpakete mehr gepackt werden mussten, begann für die Deutschen Ost eine harte Zeit, eben deshalb, weil sie keine Westpakete mehr erhielten, der Zwangsumtausch als Devisenquelle versiegte und jeder Ganove unschikaniert in ihren bis dato abgeschotteten Staat einreisen, und umgekehrt, aus diesen ausreisen konnte.

Die Bilder der Ausstellung habe ich kommentarlos präsentiert. Das gleichnamige Begleitbuch mit Texten von sechs Autoren ist soeben erschienen. Erst jetzt, während ich mich anhand der eigenen Fotografien an diese Zeit erinnere, fallen mir Texte dazu ein. Die einen wollen die einen Geschichten hören, die anderen die anderen. Irgendwann kommen sie zusammen.

Viel Vergnügen
Ihr Siegfried Wittenburg



DDR, Wismar, Mühlengrube, 1989

Anfang Oktober 1989: Der Vertrag mit dem Oberbürgermeister der Stadt Wismar, ein Städteporträt anzufertigen, war soeben besiegelt. Mir war etwas komisch zumute. Wie ich den Worten des Herrn Lunow, SED, entnehmen konnte, waren seine Eindrücke von der Stadt andere als meine. Es war zwar möglich, von Wismar farbige Gemälde anzufertigen, wie es die Staatskünstler taten, doch das Medium Fotografie, noch dazu in Schwarzweiß, schafft keine Visionen, sondern stellt die Realität dar. Diese vor Augen zu führen, könnte zum Problem werden. Dieses ist meine erste Aufnahme, die ich am Tag des Vertragsabschlusses anfertigte. Ich wählte den besten Standpunkt, der zum damaligen Zeitpunkt möglich war. Zeitgleich braute sich in Berlin etwas zusammen: Der 40. Jahrestag der DDR, der letzte Republikgeburtstag.

Punk oder Künstler Die Geschichte dieser Fotografien

Wollte ein Mensch in der kollektiv organisierten Deutschen „Demokratischen“ „Republik“ (deutsch war sie, doch weder eine Demokratie noch eine Republik) etwas Persönliches aus sich machen, wurde er entweder Punk oder Künstler. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Musik der Punks ebenfalls eine Kunstform darstellt und in einem herausragenden Fall sogar globale Berühmtheit erlangte. Es lag mir fern, in meiner Jugend die Volkspolizisten mit einem Irokesenschnitt zu schockieren, doch wenn ich zurückblicke, erging es mir mit den Fotografien, die ich anfertigte und veröffentlichte, nicht viel anders. Ich gehöre noch zu der Generation, die sich abends mit der Kofferheule am Telegrafmast traf, weil dort der Empfang von elektromagnetischen Wellen aus der Ferne besser war, besonders dann, als der Song „Ei kahnt ketno sätisfäkschn“ von fünf langhaarigen Musikern erklang, die ebenfalls die Volkspolizei und deren Hintermänner in Rage brachten. Einer von diesen schimpfte auf deren Zeitgenossen, die mit ihren Pilzköpfen auffielen: „Immer dieses yeah, yeah, yeah...!“ Doch daraus wurde eine andere Geschichte mit demselben Ergebnis.

Als die ersten Jugendlichen mit grünen, gelben und blauen Haaren sowie metallischen Verzierungen das biedere Straßenbild bereicherten, war ich selbst schon erwachsen und könnte auch ein wenig bieder ausgesehen haben. Doch darunter habe ich nie gelitten, oder nur ein wenig, weil ich niemanden hatte, von dem ich mir echte Jeans hätte erschachern können. So war mein gewagtestes Kleidungsstück eine karierte Hose vom VEB Jugendmode, was bedeutete, dass die Mode zu dem Zeitpunkt längst passee war, als das Beinkleid über lange und verschlungene bürokratische Wege im Einzelhandel landete, möglichst an einer exponierten Stelle: Unter dem Ladentisch. Dort lagerten die Bestseller.

In der 33. Polytechnischen Oberschule „Werner Seelenbinder“ in Rostock-Markgrafenheide erhielt ich im Klassenbuch als Vermerk meiner Klassenzugehörigkeit ein A. Ein staatliches Ziel bestand darin, die Klassengesellschaft aufzuheben. Doch bis diese Zukunftsvision realisiert sein sollte, erhielten manche Kinder, die nicht mit einem A klassifiziert wurden, ein I. Was das für ein Kind bedeutete, ist wiederum eine andere Geschichte. Diejenigen, die bei diesem absurden Spiel mitmachten, werden es wissen.

In vielen Künstlerbiografien lese ich die Worte „Schon als Kind...“ und es folgt die Aufzählung der Karrierestationen über bedeutende Akademien mit bedeutenden Professoren bis hin zu bedeutenden Ausstellungen in bedeutenden Metropolen der westlichen Welt, die in der östlichen irgendwie bedeutender erschienen. Irgendwann interviewte mich ein Student einer berühmten Kunstakademie am Rhein und fragte, welchen Weg ich wohl eingeschlagen hätte, wäre ich aus seiner Sicht nicht jenseits des Eisernen Vorhangs zur Welt gekommen. Ich habe geantwortet, dass sich die Sache mit der Fotografie aus dem Leben heraus ergeben hat. Unter anderen Begleiterscheinungen hätte ich auch Lieder singen können. Er war von dieser Antwort etwas enttäuscht, denn diese Kunstform befand sich gerade nicht im Repertoire dieser Kunstakademie, spielte aber bei den Punks eine bedeutende Rolle.

Bis das Medium Fotografie meine kreative Leidenschaft entflamte, absolvierte ich mehrere Vorstufen. Ich bewunderte immer die Mädchen und Jungen aus meiner Klasse für ihre klaren Zukunftsperspektiven, auch diejenigen mit dem I, darunter auch meine Freunde. Ein Mädchen wollte Empfangsdame im Interhotel werden und Schwedisch lernen, mein Banknachbar Mathematiker und ein anderer hatte klare Vorstellungen, Künstler zu werden. Letzterer wusste genau, welche Knöpfe sein Vater drücken musste. Ich hatte keine Vorstellungen von einem Künstlerdasein und mir wurde irgendwie vermittelt, dass ein solches Leben recht karg sein könnte. Mein Vater favorisierte dagegen eine Laufbahn im Bereich Elektronik, sicher nicht ganz uneigennützig, denn für den Empfang von Westfernsehen war in unserer Wohngegend ein nicht unerheblicher Aufwand nötig. Diejenigen, die aus volkseigenem Material Antennenverstärker herstellen und den privaten Bevölkerungsbedarf befriedigen konnten, führten gerade kein karges Leben.

Zunächst schickte er mich einmal wöchentlich zu einem Nachbarn, der sich mit diesen Dingen auskannte und mir in seiner Küche zu vermitteln versuchte, wie eine elektronische Steuerautomatik bei Einbruch der Dunkelheit die Wohnzimmergardine zuzieht. Ich konnte in dieser innovativen Idee keinen Sinn erkennen. Die dafür notwendigen Bauelemente und ihre Gebrauchseigenschaften lernte ich auswendig, doch ein kreativer Umgang mit diesen wollte mir nicht gelingen. Auch für das allgemeine Fernsehprogramm konnte ich mich nicht begeistern, mit nur zwei Ausnahmen, dem Beat-Club und Bugs Bunny.

Während meine Eltern abends gemütlich im Sessel saßen und je nach Wetterlage auf der mehr oder weniger verrauschten Elektronenstrahlbildröhre den Goldenen Schuss verfolgten, zeichnete ich mit Ausziehtusche und Feder die Figuren von den Digidags und Donald Duck. Historiker könnten dieses heute als ein Zeichen deuten, dass ich in meiner frühen Schaffensphase nicht einseitig auf eine vermeintlich wissenschaftlich begründete Ideologie festgelegt war.

Wer mit Fähigkeiten ausgestattet war, Ritter Runkel von Rübenstein und Duffy Duck mit der schönen Suleika zu zeichnen, geriet alsbald in den Fokus des Staates. Der Prozess verlief schleichend und – schwupps – war ich Wandzeitungsredakteur. Diese ehrenamtliche Funktion ist auch anhand einer großen, deutschen, weiblichen Persönlichkeit als Agitatorin für Politik und Propaganda bekannt. Ausschlaggebend war eine Collage mit Tusche und Zeitungsausschnitten im Fach Zeichnen, die der Lehrer so gelungen fand, dass ich sie später in einer Ausstellung der Kunsthalle betrachten konnte. Das Thema hieß Vietnam, was damals die Welt in Ost und West bewegte. Besitzt jemand die Vorstellung, ein Wandzeitungsredakteur betreibe Agitation und Propaganda, der überlege sich einmal, wo genau die entsprechenden Botschaften vorgestanz wurden. So erforderte die Funktion eines Wandzeitungsredakteurs nicht das geringste Talent und sie wurde mir sehr lästig.

Doch nach der Schule und der Lehrausbildung hatte ich diese Tätigkeit wieder am Hals, nämlich in der NVA. Schuld war ich selbst, denn die zahlreichen Briefe an meiner Freundin verzierte ich mit Zeichnungen. Die Typografie erfand ich selbst. Es gelang mir, die offizielle Nachfrage nach diesem Talent geschickt zu vermarkten und somit nicht unerhebliche Vorteile herauszuwirtschaften, die nicht in Mark der DDR zu bewerten gewesen wären. Hinzu kam, dass ich es vermied, Ausschnitte aus der SED-Presse auf rotem Fahnenstoff zu heften. Ich hatte Spaß daran, die Texte selbst zu verfassen und auch heikle Themen anzusprechen. Das hatte auch damit zu tun, dass ich mit dieser Taktik länger vom Dienst befreit wurde, was mir so manche Sturmbahn ersparte. So wurden diese Wandzeitungen wohl zu dem was sich die SED allgemein von ihren eigenen Publikationen wünschte: Sie wurden gelesen. Insofern habe ich meine später einsetzende künstlerische Laufbahn dem SED-Staat zu verdanken, sozusagen auf einem Nebengleis.

Denn in erster Linie war ich Funkmechaniker und arbeitete als Service-Mechaniker im Schiffsservice, was wiederum eine andere

Geschichte ist. Viele Jahre liebäugelte ich im Schaufenster eines HO-Fotofachgeschäftes in Warnemünde mit einer Pouva Start, der einfachsten Box-Kamera Made in GDR für 16,50 Mark. Doch ich wagte nicht, meine Eltern um diesen Betrag zu bitten. So wartete ich, bis sich mein Facharbeiterlohn in die entsprechende Höhe entwickelte und investierte 1977 in ein solides Modell mit einem Objektiv, das der Verkäufer als qualitativ sehr hochwertig empfahl. Als ich die ersten Bilder aus einem volkseigenen Labor erhielt, war ich von der Qualität so enttäuscht, dass diese Erfahrung eine ganze Kette weiterer Anschaffungen von der Entwicklerdose über ein Vergrößerungsgerät bis hin zu weiteren Kameras mit Innenlichtmessung exklusive Wechselobjektiven nach sich zog. Das Know How erlas ich mir in den Büchern des VEB Fotokinoverlags, wobei ich die Bildbeispiele entsetzlich fand, was wiederum die Kreativität förderte. Damit waren die technischen Voraussetzungen zur Herstellung fotografischer Schwarzweißbilder geklärt und es dauerte nicht lange, bis der „real vegetierende Sozialismus“ durch das Objektiv auf die lichtempfindliche Filmschicht gelangte.

Erst nach zehn Jahren Archivarbeit fiel mir auf, dass sich erstmals im Jahr 1978 in Südböhmen ein kritischer Blick auf die Bilderergebnisse niederschlug und sich angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung in den folgenden Jahren weiter schärfte. Ich konnte mich nicht der Hoffnung erwehren, die Anzahl der schönen Motive wachsen zu sehen, doch das Gegenteil wurde der Fall. So entwickelte sich das Konzept, den Alltag darzustellen und den kunsthistorischen Begriff „Sozialistischer Realismus“ wörtlich zu nehmen.

Das Leben in der DDR lieferte die Motive, wie zum Beispiel die hochgelobten Wohnsiedlungen meiner Mitmenschen am Rande der Städte, die im krassen Gegensatz zum Leben in den historischen Stadtteilen standen. Meine erste Veröffentlichung realistischer Ansichten meines Lebensumfelds löste heftige Reaktionen aus: Strikte Ablehnung der Systemkonformen auf der einen, anerkennende Zustimmung der Realisten auf der anderen Seite, besonders von jungen Menschen. Die Jahre, bis sich die Idee durchsetzte, von Wismar ein Städteporträt anzufertigen, waren von einer extremen Amplitude zwischen zwei Polen gekennzeichnet. Auf der einen Seite hagelte es Orden, Medaillen und Anerkennungen von obersten staatlichen Positionen, auf der anderen Seite setzte der Staat alle verfügbaren konspirativen Mittel in Bewegung, um das herauszufinden, wozu er gar nicht das Verständnis aufbringen konnte.

Ich erfuhr erst einen Systemwandel später, dass mein Leben einem Drahtseilakt entsprach. Ohne Netz. Auch neigte ich dazu, inflationär gebräuchliche Begriffe wie Frieden, Solidarität und Humanismus jungen Menschen im wörtlichen Sinne zu vermitteln, was wiederum Argwohn auslöste, bis eines Tages ein Freund mit dem Gedanken herausrückte, dass meine künstlerische Heimat doch der Verband Bildender Künstler der DDR sein könnte. Als ich nach dem Nutzen fragte, schwärmte er davon, in diesem Arbeiter- und Bauernstaat freiberuflich tätig sein zu dürfen. Das wäre der Status einer staatlich anerkannte Exklusivfigur, den nur wenige Menschen derzeit genießen durften. Somit war ich an dem Punkt angekommen, als Punkverschnitt Künstler werden zu können. Wie ich mit dieser sozialen Stellung Geld für den Lebensunterhalt verdienen könnte, zumal die gesamte Infrastruktur wie Medien, Galerien und Betriebe dem Staat gehörten, verriet mir mein Freund nicht. Doch die Perspektive, in einem Staat mit der gesetzlichen Pflicht und dem gesetzlichen Recht zur Arbeit diesbezüglich ein Stück mehr persönliche Freiheit zu erlangen, war verlockend. Auch vom Gefühl der ständigen Angst, diesen vermeintlichen Sonderstatus bei zu schrillen Tönen schnell wieder verlieren zu können, erfuhr ich erst Jahrzehnte später von einem Berufskollegen.

Recht unbedarft stellte ich eine Bilderserie her, stellte eine Mappe zusammen und marschierte, bildlich gesprochen, damit zum Künstlerverband. Das Ergebnis fiel positiv aus. Fortan gehörte ich als Fotografiker zum Kollektiv der Sektion Gebrauchsgrafik und der Arbeitsgruppe Fotografie Nord. Ich hatte in diesem Kreis auf spannende Debatten zu den brennenden Themen der Gesellschaft gehofft, die in der Spätphase des Staates auf der Dringlichkeitsliste an die oberste Stelle gerückt waren. Doch mir wurde stattdessen empfohlen, die Klappe zu halten. Statt sich schönen Landschaften und der Natur zu widmen, hätte ich lieber die Regionen dargestellt, wo die Landschaften und die Natur bereits vor dem Kollaps standen. Dieses zu dokumentieren und obendrein zu veröffentlichen, war verboten. Doch es wurde Zeit, Verbote zu ignorieren.

Zufällig erfuhr ich, wie die Entlohnung der illustren Künstlergemeinde erfolgte. Die Aufträge vergab in großem Umfang die Kulturabteilung der SED-Bezirksleitung. Diese wurden stattlich honoriert, vorausgesetzt, die Genossen konnten einigermaßen entschlüsseln, was der Künstler zum Ausdruck bringen wollte. Von einem Gebrauchsgrafiker erfuhr ich, welches Einkommen er mit staatskonformen Arbeiten regelmäßig generierte. Dafür musste

eine Textilfacharbeiterin im VEB Jugendmode Rostock sehr viele Jeans für den Otto-Versand in Hamburg nähen.

Aufträge für Themen, die nicht nur mir unter den Nägeln brannten, vergab die Partei grundsätzlich nicht. So schlug die Enttäuschung bei den Treffen dieser vermeintlichen Exklusivfiguren alsbald in Langeweile um. Mit den spannenden Abenden im jugendlichen Fotoklub am Puls der Zeit und seines Alltags konnten die pflichtgemäßen Zusammenkünfte der Sektion nicht konkurrieren. Es war sogar Vorsicht geboten, waren doch Staat und SED die Hauptauftraggeber der meisten Künstler mit Ausnahme der Punks, die sich sämtlicher Kontrolle und Bevormundung entzogen, aber auch kein Geld verdienten. Dank der subventionierten Lebenshaltungskosten konnten sie wiederum ihr Werk vollbringen.

Als Kandidat des VBK-DDR stand mir bis zum endgültigen Genuss dieses Sonderstatus noch eine Hürde bevor. Nach zwei Bewährungsjahren musste ich der Kommission ein weiteres Mal ein künstlerisch ausgereiftes Werk vorlegen. Doch so sehr ich mich im real vegetierenden Sozialismus umschaute: Mir fiel kein Thema ein, das den Staat vom Hocker hätte reißen können, ohne mich nicht selbst zu verbiegen.

Die Dokumentation des derzeitigen Zustands der Rostocker Altstadt, die mir noch heute nachgetragen wird, hatte ich gerade abgeschlossen. Ich zog noch die üblichen Darstellungen der Arbeiter- und Bauernschaft des Arbeiter- und Bauernstaats in Erwägung, die als Heroen dem Motto „Mein Arbeitsplatz – mein Kampfplatz für den Frieden“ gemäß eine sichere Bank gewesen wären, doch dann entschied ich mich für ein Porträt der historischen Hansestadt Wismar. Bereits 1983 lernte ich die Stadt näher kennen. Sie war zwar vom nahen Kommunismus gezeichnet, besaß aber noch ihre Strukturen aus kaufmännischer Vorzeit. Ich schilderte in einem Brief mein Vorhaben und schickte diesen an den damaligen Oberbürgermeister Günter Lunow, SED.

Dieser lud mich tatsächlich ein. Ich fuhr mit dem Trabi vor, ging in das mächtige Rathaus, legte an der Pforte meinen Personalausweis vor, erhielt einen Passierschein und durfte die hölzerne Treppe in den ersten Stock hinaufsteigen. Der Zeitpunkt des Geschehens wird im Nachhinein als historisch angesehen: An der Leipziger Nikolaikirche spitzten sich die Ereignisse um die montäglichen Friedensgebete zu, die Prager Botschaft der Bundesrepublik Deutschland war von tausenden DDR-Bürgern besetzt und die SED versuchte, eine

überzeugende Anzahl FDJler für die Teilnahme an einem Fackelumzug am Vorabend des 40. Staatsgeburtstags zu motivieren. Im Büro des Wismarer Oberbürgermeisters gelang es mir, einen Auftrag in einem ausgewogenen Preisleistungsverhältnis zu vereinbaren. Unsere Positionen bezüglich dieser Stadt lagen allerdings weit auseinander und ich hütete mich, dem Genossen Lunow meine bereits erworbenen Eindrücke zu schildern, wogegen er seinen Stolz auf die sozialistischen Errungenschaften durchblicken ließ. Auch über die Partnerstadt Lübeck unterhielten wir uns. Beflügelt vom erfolgreichen Abschluss machte ich an der Mühlengrube das erste Foto.

Am 21.11.1989 erhielt ich den vom Amt unterschriebenen Vertrag. Die Mauer war zwölf Tage zuvor nach einer sofortigen, unverzüglichen Maßnahme gefallen. Zunächst war ich noch beschäftigt, mich an der Revolution in Rostock zu beteiligen und zu fotografieren. Im April 1990, nach der ersten freien Volkskammerwahl mit einer gravierenden Entscheidung des Volkes, begann ich mit den Arbeiten an diesem Projekt. Eine grundlegend neue Welt stand vor der Tür. Einer Aufnahmekommission musste ich mich nicht mehr stellen und nach einer Mitgliedschaft in irgendeinem Verband hat niemand mehr gefragt. Aus dem Verband Bildender Künstler der DDR, der Sektion Gebrauchsgrafik, der Arbeitsgruppe Fotografie Nord und dem Künstlerbund Mecklenburg-Vorpommern trat ich nach kurzer, aber wenig nützlicher Mitgliedschaft wieder aus. Jetzt, 30 Jahre später, präsentiere ich endlich das Ergebnis.

Ihr Siegfried Wittenburg

Nachtrag

Vor vielen Jahren hatte ich einmal in Köln zu tun, beste Gelegenheit, das Ludwig Museum am Dom zu besuchen, den Dom natürlich auch. Als ich zwischen den Kunstwerken herumstöberte, kam ich mit einer Mitarbeiterin des Museums ins Gespräch. Ich weiß nicht mehr, worüber wir sprachen, doch plötzlich sagte sie: „Mein Wunsch ist, dass die Worte Ossi und Wessi wieder aus dem Sprachgebrauch verschwinden.“ Ich erwiderte, dass dieses auch mein Wunsch sei. Das fand sie gut und fuhr fort: „Soll ich mal den Professor holen?“ Sie telefonierte ihn herbei und er schritt wenig später tatsächlich die große Treppe zu mir hinab. Ich half ihn über seine Irritation hinweg, was er denn wohl sollte, und berichtete von meiner Mission, die mich nach Köln führte. Nämlich die Arbeit an einem Buch über die Hanse in Nordeuropa, jetzt, wo alle Grenzen offen sind. Denn Köln war eine bedeutende Hansestadt. Rostock, Stralsund

und Wismar gehörten ebenfalls zu diesem im Mittelalter erfolgreichen Bund. Daraufhin erzählte er von seinen verwandtschaftlichen Beziehungen nach Neubrandenburg. Wir mailten noch einige Male und ich nutzte die Gelegenheit, zumal das Museum das Agfa Foto-Historama beherbergt, zu einer Ausstellung mit Fotografen aus der DDR anzuregen. Ich würde dabei helfen. Ganz sicher wäre dieses ein Meilenstein, die Worte Ossi und Wessi ein Stück weiter verschwinden zu lassen, doch nach dieser konkreten Ansage brach der Kontakt ab. Das Gleiche erlebte ich auch in Essen, Stuttgart und München, bis sich dann doch irgendwann Fotografen mit Wurzeln in der DDR, also Ossis, international durchsetzten.

Seitdem erlebe ich, wie mit den genannten Worten zunehmend liebevoller umgegangen wird und die anfangs von Herzen kommende Diskriminierung an Bedeutung verliert. Der Wunsch der Kölner Museumsmitarbeiterin scheint sich langsam zu erfüllen. Als ich allerdings den Text „Punk oder Künstler“ einer meiner Lektorinnen vorstellte, tauchten diese Begriffe wieder auf. Sie ist Wessi und verstand meine vagen Andeutungen nicht. Also muss ich so schreiben, dass sowohl die Ossis als auch die Wessis meine Geschichten verstehen. Bei meinen Fotografien existiert das Problem nicht. Sie funktionieren auch in Portugal, Argentinien und in der Tschechischen Republik.

Sowohl diese als auch meine Geschichten sind vom Kabarett beeinflusst. Ein Wessi kann nicht nachvollziehen, wie Kabarett in der DDR, also in einem Staat, wo es gefährlich war, seinen Gedanken öffentlich freien Lauf zu lassen, vonstattenging. Die Kabarettisten konfrontierten ihr Publikum in den ständig ausverkauften Kleinkunsthörsälen mit ihrem eigenen sozialistischen Alltag. Auf dem Höhepunkt brachen sie die Geschichten einfach ab, also Kabarett interruptus. Die Zuhörer dachten aus eigenen Lebenserfahrungen heraus den Sachverhalt zu Ende und brüllten vor Lachen. So konnten viele Menschen den real existierenden Sozialismus besser ertragen. Der Staat versuchte angestrengt, diese Kunstform für sich zu instrumentalisieren, doch das ging in der Regel in die Hose. Der gelernte DDR-Bürger spürte die Absicht und lachte nicht, wenn es staatlich gewollt war. Man muss den Wessis halt erklären, dass Kabarettisten keine Comedian sind.

Beginnen wir mit der Erklärung, was eine Kofferheule ist. Die Entwicklung bis zum Smartphone mit Ohrstöpseln durchlief folgende Stationen: Goebbels Schnauze, Röhrenradio, tragfähiges Transistorradio, Walkman und

mobiles Telefon. Die wattstarken High Tech Multi Stereo Equipments für die Upper Class lasse ich mal weg. Die Clique traf sich an den Abenden am Telegrafmast, weil dort der Empfang von Radio Luxemburg und des Saarländischen Rundfunks am besten war, denn dort liefen die aktuellen Hitparaden. Einer der Gruppe besaß ein tragfähiges Transistorradio vom VEB Stern Radio Berlin. Die Berliner kannten keine Empfangsprobleme, denn sie hatten RIAS und den SFB. Welche Sender die Thüringer hörten, weiß ich nicht. Uns allen taten jedenfalls die Dresdner leid, was wieder eine vage Andeutung ist. Sie hörten DT 64 und nutzten den Mitschnittservice von Radio DDR. Punk lief dort jedenfalls kaum.

Doch bis es soweit war, galten die Ohren der Jugend den Beatles und den Rolling Stones, bald darauf Led Zeppelin, Jimi Hendrix und Deep Purple. Die Bands in der DDR kupfernten die Titel ab und spielten sie in den Tanzsälen oder sonntagnachmittags zum Tanztee. Ich kann mich noch an die Puhdys erinnern, als sie im Rostocker Ballhaus des Ostens, Mau genannt, „Whole Lotta Love“ wie im Original spielten, wochenlang! Das brachte die Staatsführung in Rage, vor allem Walter Ulbricht, dessen hervorgehobene Rolle in der deutschen Geschichte ich den Wessis wohl nicht erklären muss. Er wollte deutsche Texte hören. So erfanden die Puhdys „Türen öffnen sich zur Stadt“. Ich war bei der Uraufführung im Güstrower Kinosaal dabei! Später, bei „Alt wie ein Baum“, nicht mehr.

Die Klaus Renft Combo textete: „Revolution ist das Morgen schon im Heute, ist kein Bett und kein Thron für den Arsch zufried'ner Leute.“ Das war zu viel für einen deutschsprachigen Text und die Band wurde verboten. Es dauerte eine Weile, bis die Punkbands kamen. Sie nannten sich Wutanfall, Planlos und Feeling B., rissen die Verstärker auf und legten los, in Hinterhöfen, Kirchen und sonstwo. Was das B bedeutet, entnehme man dem damaligen Sprachgebrauch. Letztere durften sogar eine Platte bei AMIGA produzieren, dem damaligen Staatslabel. Und daraus ist Rammstein entstanden. Ich erlebte das Eröffnungskonzert der Reise-Reise-Tour und stand mit meinem damals 16jährigen Sohn in der achten Reihe. Es war sehr heiß. Derzeit hatte ich schon zweimal die älteste Rockband der Welt gesehen, live, doch im Vergleich zu Rammstein war die Show der Stones ein Kammerkonzert. Rammstein brachten die wilden Jahre nach dem Fall des Eisernen Vorhangs akustisch zum Ausdruck.

Im Schulsystem Margot Honeckers, das nicht nach Finnland verkauft wurde, waren Klassenbücher üblich. Die Namen der

Schülerinnen und Schüler waren alphabetisch angeordnet und, für jeden Lehrer sichtbar, mit einem A oder einem I gekennzeichnet. Es soll in ländlichen Regionen auch ein B vergeben worden sein. Die Einteilung der Kinder erfolgte also in Arbeiterklasse, Intelligenz und Bauern. Für die Arbeiter- und Bauernkinder spielte das keine Rolle, im Gegenteil, sie sollten gefördert werden. Doch die Kinder aus Familien der Intelligenz wurden in ihrer Entwicklung mehr oder weniger gehindert. Der Staat griff oft massiv in ihren Lebenslauf ein. Eine Historikerin hat erforscht, so erzählte sie mir, dass 300.000 ehemalige DDR-Bürger*innen davon betroffen sind. Ich kenne eine davon. Ihr Leben hätte bei allen Anstrengungen wesentlich besser sein können. Ich hatte ein A, war also das Kind einer Arbeiterfamilie, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass mir persönlich auch ein gewisser Intelligenzgrad hätte zugestanden werden können. Doch dazu waren auch sattelfeste Kenntnisse im Fach Marxismus-Leninismus erforderlich. Das Auswendiglernen und Nachbeten war noch nie meine Stärke.

Anfeindungen gegen Angela Merkel, die in ihrem ersten Leben eine Funktion für Agitation und Propaganda ausgeübt hat oder ausgeübt haben soll, vernehme ich vornehmlich aus einer Wessi-Ecke, wo immer noch vom Krieg erzählt wird, vom Kalten. Ich möchte ihr beistehen. Ich habe noch nie Angela Merkel gewählt, aber auch nicht unter ihr gelitten. Wenn ich heute Wandzeitungsredakteur wäre, also eine Funktion für Agitation und Propaganda ausüben würde, käme mir sicher eine Idee, diesen Teil der Geschichte für den nachtragenden Wessi anschaulich darzustellen. Denn: Die Ideologie, die eine Epoche lang einen großen Teil der Welt beherrscht hat und immer noch existiert, ist auf Karl Marx zurückzuführen. Und der stammt aus Trier, ist also ein Wessi (Vorsicht, Ironie!). Ursprünglich wurde auf einem Parteitag der KPdSU beschlossen, es war der XXII. vom 17. bis 31. Oktober 1961 in Moskau, dass 1980 im sowjetischen Herrschaftsbereich, wozu auch die DDR gehörte, die Utopie des marxistisch-leninistischen Kommunismus Realität sein sollte.

Das historisch wesentliche Ereignis im Jahr 1961 brauche ich weder dem Ossi noch dem Wessi erklären. Doch die Schuld daran, dass weder ein Paradies noch ein Kommunismus auf Erden geschaffen werden konnten, tragen immer die anderen. Bis heute.



DDR, Binz, 1990

Die Revolution war vorbei. Es folgte die „Wende“, ein von Egon Krenz geprägter Begriff, der das ausdrückt, was in den nun folgenden Jahren geschah. Viele Menschen, die wenige Monate zuvor der Staatsmacht der DDR zujubelten, erkoren nun Helmut Kohl als denjenigen, der das Paradies auf Erden verwirklichen sollte, was zuvor Kommunismus genannt wurde. Die jungen Menschen, die zuvor mutig und fröhlich Rede-, Meinungs- und Pressefreiheit erkämpften - elementare Grundvoraussetzungen für eine Demokratie - spielten keine Rolle mehr.



DDR, Rostock, 1990

Deutschland einig Vaterland

Spätestens nach dem Mauerfall traten diejenigen in Erscheinung, die zuvor hinter den Gardinen standen. Vor allem die ältere Generation skandierte „Deutschland einig Vaterland“ und setzte sich für eine nationalistische Zukunft ein, was wiederum viele Minderheiten, die im Westen Deutschlands lebten, vor Schreck erstarren ließ. Den unsinnigen Ruf „Kommt die D-Mark bleiben wir, kommt sie nicht geh'n wir zu ihr!“ skandierte anfangs nur eine kleine Gruppe, doch die Wirkung war enorm. Bis heute wird gerätselt, woher dieser Ruf kam. Merkwürdigerweise waren die Transparente ebenso wie viele Deutschlandfahnen an Bambusstäben befestigt, die es in der DDR nicht gab. Auch das Transparent „Helmut, nimm uns an die Hand, zeig uns den Weg ins Wirtschaftswunderland“ kam nachweislich aus Bonn. Die jungen Menschen, die sich im Herbst 1989 mutig und fröhlich für ihre Zukunft einsetzten, waren bei den Demos Anfang 1990 verschwunden. Ihrer Freiheit stand nichts mehr im Wege. Die Revolution der Jugend mündete in eine Wende der Alten.



Dieser Mann, der in Rostock am 19. Februar 1990 eine Deutschlandfahne trug und während einer Rede Helmut Schmidts, der viel über Geld redete, zuversichtlich dreinschaute, wäre fast der Schwiegervater meines Neffen geworden. Als selbständiger Bäckermeister, dem es in der DDR recht gut ging, wollte er jetzt richtig loslegen. Um in seine Bäckerei investieren zu können, wählte er die entsprechende Partei. Im Ergebnis stand bald ein anderer vor der Tür und sagte: „Das ist mein Haus.“ Das Gericht entschied zu Ungunsten des Bäckermeisters nach der Regel: Rückgabe vor Entschädigung. Er nahm sich das Leben.



DDR, Rostock, 1990

Superman

Die Welt war auf den Mauerfall nicht vorbereitet. Der Eiserne Vorhang trennte das Einflussgebiet der Sowjetunion vom anderen Teil der Welt. Als die DDR erodierte, hatten die Polen den Weg zu einer Demokratie bereits eingeschlagen, die Ungarn den Eisernen Vorhang nach Österreich durchtrennt und die Baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen Schritte unternommen, sich von der Unterdrückung der Sowjetunion zu befreien. Der Kreml unter der Führung Michail Gorbatschows hatte den osteuropäischen Vasallenstaaten längst den Laufpass gegeben. Aus ökonomischer Sicht war aus diesen nichts mehr herauszuholen. Nur mit den Balten haderte er noch und ihre eigene Befreiung erfolgte blutig. Am 21. Dezember 1991, als die Menschen in den „neuen Bundesländern“ mit stabiler Währung für das Weihnachtsfest einkauften, fiel auch die Sowjetunion in sich zusammen. Sie war der größte Handelspartner der DDR. Ganze Industriezweige mit einer überdimensionierten Belegschaft waren auf den Export in die Sowjetunion ausgerichtet. Dieser „Markt ohne freie Marktwirtschaft“ nahm ein bitteres Ende. Guter Rat war teuer. Die Menschen der DDR setzten ihre Hoffnungen auf die Politiker der Bundesrepublik. Doch diese hatten auch keinen Plan. Täglich mussten wie am Fließband Entscheidungen mit weitreichenden Folgen getroffen werden, ohne die Situationen ausreichend analysieren zu können.



DDR, Rostock, 1990

Freie Wahlen nach 57 Jahren Diktatur

In der DDR herrschte Wahlkampf, wie hier in Rostock. Im Haus der Demokratie diskutierten sich die neuen Parteien die Köpfe heiß, doch an Helmut Kohls Versprechen der Deutschen Einheit mit Einführung der D-Mark kam niemand vorbei. Die SED verwandelte sich flugs in die PDS (Partei des demokratischen Sozialismus), um mitreden zu können und ihr Parteivermögen zu retten. Sie plaktierte 1:1, womit sie den Umtauschkurs ihrer eigenen wertlosen Währung in die frei konvertierbare Mark des Klassenfeindes meinte. Jeder fünfte Erwachsene war Mitglied dieser Partei und gehörte somit zur Elite des Staates, auch wenn viele während der Revolution ihr Parteibuch hinschmissen. Ein Freund zeigte mir ein Foto von einer Wahlkampfveranstaltung der Allianz für Deutschland. Es spielte das Blasmusikkorps der Volksmarine der DDR in Uniform (!). Helmut Kohl betrat in seiner Massigkeit eine Bühne und das Volk jubelte. Es folgten Lothar de Maiziere von der Ost-CDU, der spätere und letzte Regierungschef der DDR, Reiner Eppelmann vom Demokratischen Aufbruch, der spätere Minister für Abrüstung und Verteidigung, und Wolfgang Schnur von der DSU, der wenig später als IM der Stasi entlarvt wurde, wobei seine Partei sich zur rechtskonservativen Kleinpartei entwickelte. Die Drei machten auf dem Foto den Eindruck, als wenn Entenkinder der Entenmama hinterherwatscheln. Ich musste lachen. Diese Konstellation erhielt bei der letzten Volkskammerwahl 48,15 % der Stimmen der DDR-Bürger. Sie haben das bekommen, was sie gewählt haben, sagt Wolfgang Thierse, SPD. Seine Partei erhielt 21,88 %, die PDS 16,39 % und der Rest wäre nicht einmal über die Fünf-Prozent-Hürde gekommen, die es bei dieser Wahl nicht gab. Das Volk war mündig und hat entschieden. Die Wahlbeteiligung betrug 93,4 %.



DDR, Rostock, 1990

Erbgut

Die von der SED zur PDS mutierte Partei wendete einen raffinierten Trick an und stempelte die Stasi zum Sündenbock des Untergangs der DDR. Ich wundere mich bis heute, dass dieser Trick nicht durchschaut wurde, denn die Stasi war 100 % SED. Sie nannte sich "Schild und Schwert der Partei" und tat nichts ohne Befehl von der Leitungsebene. Alle wichtigen Positionen des Staates einschließlich der Justiz waren von der SED besetzt. Die Hinterlassenschaft dieser Partei besteht u. a. aus 180 Kilometern Akten mit dem Ergebnis, die im Staat eingesperrten Menschen bis in die ehelichen Schlafzimmer verfolgt und ihre Gesinnung dokumentiert zu haben. Diese Aufnahme habe ich unter abenteuerlichen Bedingungen in der MfS-Bezirksleitung Rostock angefertigt. Es handelt sich um leere Aktendeckel, deren Inhalte verbrannt wurden. Es werden Dokumentationen der schlimmsten Fälle gewesen sein, die somit vertuscht werden konnten, bevor Anfang Dezember 1989 die mutigen Bürger einschritten und die Stasi-Zentralen stürmten.



DDR, Rostock, 1990

Akteneinsicht

In der Nacht, als sich die Menschen in Ost und West tränenreich in den Armen lagen und die Bilder um die Welt gingen, wurden im wohl größten Ministerium der Welt immer noch Berichte abgeliefert und archiviert. Erst im Dezember 1989 legten beherzte Bürger das Ministerium für Staatssicherheit lahm. Nicht mehr als eine Handvoll Männer machte sich in den nüchternen Büros der Stasi an die Arbeit, um Licht in das Dunkel des gefürchteten Machtinstruments der SED zu bringen. Um ein Volk von etwa 16 Millionen Menschen zu überwachen, beschäftigte das Ministerium etwa 90.000 hauptamtliche Mitarbeiter, kooperierte mit 190.000 konspirativ tätigen Informanten und hinterließ neben den Akten tonnenweise geschreddertes Material. Eine vollständige Aufarbeitung würde Jahrhunderte dauern und ist somit unmöglich. Während ich diese Aufnahme und viel andere anfertigte, konnte ich mich aufgrund logischer Zusammenhänge nicht der Vermutung erwehren, dass in diesem „Unabhängigen Untersuchungsausschuss“ die Stasi selbst tätig war. Unter Joachim Gauck als Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) und gegen den Widerstand zahlreicher Politiker in Ost wie in West erfolgte ab Oktober 1990 die Einrichtung einer Behörde, die den bespitzelten Bürgern Einsicht in ihre Akten ermöglicht – ein Sonderfall in der deutschen Geschichte. Versetze ich mich in die Situation eines Westdeutschen, so kann ich seine Ungewissheit nachempfinden, ob in den aus dem Osten strömenden Ladas und Wartburgs nicht auch Stasi-Leute saßen. Ja, viele saßen darin. Und viele sind in hohe Positionen aufgestiegen wie einer der oben Abgebildeten.



DDR, Rostock, 1990

Kollektiv

Zwischen der Volkskammerwahl und der mit Spannung erwarteten Einführung der D-Mark in der DDR, womit die Währungshoheit einem anderen Staat anvertraut wurde und die Bürger der DDR ihre im Herbst 1989 gewonnene Mündigkeit wieder abgaben, verbreitete sich eine bleierne Stimmung. Viele Menschen gingen wie gewohnt täglich ihrer Arbeit nach, doch nacheinander verschwanden viele ihrer Kolleginnen und Kollegen. Ingenieure, Arbeiter, Ärzte und Krankenschwestern gingen dorthin, wo sie sich bessere Lebensbedingungen erhofften, was sich oft erfüllte. Der Preis hieß Heimweh, mehr oder weniger. Besonders die jungen Menschen gingen mit leichtem Gepäck nicht nur in die Bundesrepublik, sondern gleich nach Frankreich, Großbritannien, in die USA oder gar nach Australien und Neuseeland. Die Welt stand ihnen offen. In dieser Zeit verlor der Osten 10 % seiner Einwohner. Die Abgebildeten sind Mitarbeiter einer PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks). Gegenüber den Industriebetrieben wurden diese Genossenschaften, die maximal 12 Mitarbeiter beschäftigen durften, vom Staat diskriminiert. Nach dessen Untergang legte diese PGH erst richtig los. Heute beschäftigt die GmbH 80 Mitarbeiter und ist in ganz Europa tätig.



DDR, Wismar, 1990

Vorboten aus Amerika

Im April 1990 erinnerte ich mich an meinen Auftrag, von Wismar ein Städteporträt anzufertigen. Mir kamen Zweifel, ob dieser überhaupt noch rechtskräftig war und ob die Stadt die vereinbarte Summe bezahlen konnte. Mir wurde aber auch bewusst, dass die ursprüngliche Kalkulation aus DDR-Zeiten nicht mehr den veränderten Gegebenheiten entsprach. Vom vereinbarten Honorar hätte ich in der DDR monatelang leben können, als Bürger der Bundesrepublik nur wenige Wochen. Außerdem hatte ich bald kein Labor mehr, um von den Negativen Abzüge herzustellen. Doch ich wollte die neue Welt verstehen und spürte, dass sich gewaltige Veränderungen vollziehen werden. Die F105, später B105, von Rostock in Richtung Westen nach Wismar war hoffnungslos überlastet. Statt einer Stunde Fahrzeit waren nun drei bis fünf Stunden erforderlich. Stau an allen Ampeln und Bahnschranken. In Wismar sah ich die ersten Veränderungen: In der Baustraße hat jemand einen Fahrradständer mit amerikanischer Kaugummiwerbung aufgestellt. Im Hintergrund ist erkennbar, dass sich jemand ein neues Auto gekauft hat. Es war in der DDR üblich, für einen Trabi acht Jahre Wartezeit zu ertragen, um dann die volle Kaufsumme in bar hinzublättern. Geld war nicht das Thema. Jetzt hat er sich einen Traum erfüllt: Einen richtigen Westwagen, wenn auch aus zweiter Hand. Wenn der neue Eigentümer Glück hatte, fuhr er noch eine Weile.



DDR, Greifswald, 1990

Der Triumph der Waschkraft

Dieses Bild entstand unmittelbar vor der Währungsunion, der Einführung der Deutschen Mark in der DDR am Sonntag, den 1. Juli 1990. Mit dem Trabi fuhr ich von Greifswald in Richtung Neubrandenburg und nahm nahe des Ortsausgangs im Augenwinkel diesen Anblick war. Ich brauchte nur wenige Meter, um mir bewusst zu werden, dass diese Szene so bekloppt war, dass ich sie unbedingt festhalten musste. Ich wendete das Fahrzeug und setzte den Anblick in Szene. Die Aufschrift vom Sieg des Sozialismus dürfte aus den 1950er Jahren stammen. Erst war sie neu, dann gewöhnten sich die Menschen daran, zum Schluss hat niemand mehr daran geglaubt. Die Einführung der D-Mark wurde in der DDR sehnsüchtig erwartet, die Konditionen des Umtauschs waren zu diesem Zeitpunkt sicher. Doch wie dachten die Menschen auf der westlichen Seite, für diese das Geld ein ganz normales Zahlungsmittel war? Viele hatten Bedenken, doch die politische Entscheidung war gefallen. Unternehmerisch denkende Menschen witterten einen lukrativen Markt, wenn an 16 Millionen neuen Bürgern wertvolles Geld verschenkt wird. So brachten sie sich wie diese Waschmittelmarke in Position, bis am 1. Juli alle Geschäfte und Kaufhallen mit westlichen Waren bestückt waren. Die LKW fuhren jahrelang voll beladen von West nach Ost und leer wieder zurück. Das führende Waschmittelwerk der DDR in Genthin wurde von einem westlichen Hersteller übernommen, der nach einer Frist die Produktion nach Düsseldorf verlagerte und die ostdeutsche Traditionsmarke gleich mitnahm. Die Menschen, die in Genthin ihre Arbeit verloren, werden das nicht vergessen haben. Doch die Waschkraft erzielte Wirkung, denn es entstanden doppelt so viele Arbeitsplätze wie zu Waschmittelzeiten.



Germany, Stralsund, 1996

Harte Währung

Bereits einige Wochen vor der Wahrungunion habe ich D-Mark verdient. Der Leiter der staatlichen Boulevardgalerie, SED, bat mich bereits im Herbst 1989, meine Revolutionsfotos anzubieten. Neben größeren Formaten lieferte ich auch Postkarten. Später gelangten diese in die westlichen Redaktionsburos und wurden veröffentlicht. Wie aus heiterem Himmel erhielt ich als Honorar für mich üppige Schecks in D-Mark, konnte diese aber in der staatlichen Sparkasse der DDR nicht einlösen. So fuhr ich nach Lübeck. Weil der erste Scheck von der Dresdner Bank ausgestellt war, wurde ich Kunde bei dieser. Erst ab dem 3. Oktober 1990 durften die westlichen Banken in den neuen Bundesländern Filialen eröffnen. Weil die Gebäude erst saniert werden mussten, wurden Container aufgestellt. Später besetzten die Banken stattliche Gebäude, installierten Rolltreppen, stellten Personal ein und machten ihre Geschäfte. Doch es dauerte nicht lange, und sie zogen sich aus dem Osten wieder zurück, entlieen die Mitarbeiter und bald waren nur noch Geldautomaten vorhanden. Dafür leisteten sich die Sparkassen und Volksbanken neue Gebäude mit umfangreichem Service für ihre Kunden.



DDR, Wismar, 1990

Bedeutende Belanglosigkeiten

Es ist mir nicht bekannt, ob es in den Exquisit-Läden des FKK-Staates DDR reizende Damenunterwäsche gegeben hat. Strapse gab es in den staatlichen Verkaufsstellen keinesfalls, doch ein Bedarf wird wohl vorhanden gewesen sein. Bereits seit Jahren hatte sich nach polnischem Vorbild wie den Flohmärkten auch ein ambulanter Handel mit selbst gebastelten, gedrechselten und genähten Konsumgütern sowie ein Schwarzmarkt etabliert. Die Geschäfte liefen prächtig, hatten aber ein erhebliches Handicap: Für das verdiente und unversteuerte Geld konnten sich die nebenberuflichen Gewerbetreibenden nichts anderes kaufen als den Trödel ihrer Nachbarn. So schossen mit Beginn der Marktwirtschaft Geschäftsgründungen wie „Ushis Modeboutique“, „Monis Minimarkt“ und „Ullis Mietregale“ wie Pilze aus dem Boden. Selbständig und geschäftstüchtig denkende Menschen haben schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, ihre Neigungen auszuleben. Ein Aufschwung Ost konnte damit nicht in die Wege geleitet werden. Die ostdeutschen Kleinunternehmer wurden bald von den westdeutschen Giganten erdrückt. In Polen verlief diese Entwicklung um zehn Jahre zeitversetzt.



DDR, Wismar, 1990

Gewohnheiten

„Alkohol und Nikotin rafft die halbe Menschheit hin, ohne Nikotin und Rauch stirbt die andere Hälfte auch“, war ein beliebter Spruch in der DDR, um seine Gewohnheiten zu legitimieren. Alkohol war aus wohl gutem Grund sehr teuer, weshalb vor allem die billigsten Sorten wie „Blauer Würger“ getrunken wurden. „Hauptsache, es dreht.“ Internationale Markenbrände gab es nur im Intershop. Die wenigen Sorten Wein wurden aus Ungarn, Bulgarien und Rumänien importiert, ebenfalls sehr teuer. Die beliebtesten Sorten waren „süffig“. Auch wenn Kuba zum sozialistischen Wirtschaftsgebiet gehörte, lokalisierten die Raucher die Tabakanbaugebiete als „Bahndamm, Schattenseite, dritter Schnitt.“ Eine weitere Tabaksorte wurde aus Bulgarien importiert, traf aber nicht den Geschmack der Raucher. So etablierten sich vor allem die Sorten „f6“, „Cabinet“ und die alte „Juwel“. Starke Raucher bevorzugten die Marke „Karo“, die vor allem zum Vertreiben von Mückenschwärmen geeignet war. Was lag näher, als bei Einführung der D-Mark die westlichen Marken durchzuprobieren? Das bescherte den bekannten Marken aus der Westreklame einen Boom und führte die DDR-Betriebe in die Pleite. Als die „Probezeit“ beendet war und die Raucher wieder zu ihrem gewohnten Dampf zurückkehrten, gehörten ihre beliebten Marken längst den westlichen Herstellern. „Cabinet – wieder stark!“ Die Packung blieb wegen der Wiedererkennung die gleiche. Was die zahlreichen westlichen Weinsorten betrifft, so fanden die Bundesneubürger schnell heraus, welche am „süffigsten“ ist.



DDR, Wismar, 1990

Vitamin A, B, C...

Es ist eine der normalsten Sachen der Welt, dass auf Märkten Obst und Gemüse angeboten wird. In der DDR war das nicht normal. Bis auf wenige Ausnahmen lebten die Menschen aus Konserven oder vom Gemüsebeet in der Kleingartenanlage. Sofort nach Einführung der D-Mark war das volle Angebot vorhanden. Auch wenn die Tomaten aus Bulgarien schmackhaft waren, kamen sie nun aus den Niederlanden. Über deren Geschmack ließ sich damals streiten. Die bulgarischen Produkte waren von heute auf morgen verschwunden, obwohl die Bulgaren gern ihr Obst und Gemüse für D-Mark in die DDR verkauft hätten. Die Händler kamen aus dem Westen und brachten ihre Lieferketten gleich mit. Was die Bananen betrifft, so war der Sättigungsgrad schnell erreicht. Ebenso erging es den Orangen, dem Ananas und der Kiwi. Es dauerte eine Zeit, bis regionale Erzeuger auf den Märkten anzutreffen waren und es gingen wiederum Jahre ins Land, bis die Kunden merkten, dass der Nachbar auch liefern kann, was man benötigt. Doch die Discounter blieben die Sieger.



Germany, Wismar, 1993

"Schöner unsere Städte und Gemeinden - mach mit!"

Diesen Spruch las ich täglich auf dem Weg zur Arbeit auf einem Schild, das zunehmend verrostete. Es fehlte nicht am Willen der Menschen, sondern an fast allem was notwendig war, den Willen umzusetzen. Wer in der DDR privat baute, war jahrelang Bauherr, bis er sich das nötige Material „besorgt“ hatte, auch das „volkseigene“. Der Zustand der Städte und Gemeinden wäre ein anderer gewesen, wenn mehr Eigeninitiative möglich gewesen wäre, wenn es ausreichend Handwerker und Material gegeben hätte. Der Niedergang der Privatwirtschaft und der Produzenten der 50.000 Dinge, die in einem modernen Staat notwendig sind, begann 1972, als Erich Honecker einvernehmlich mit dem Kreml und der marxistisch-leninistischen Ideologie deren Produktionsmittel der SED übertrug. Ein Baumarkt, wenn es denn einen gegeben hätte, hätte nicht anders ausgesehen als ein Obst- und Gemüseladen. So war die flächendeckende Verbreitung der Baumärkte in den neuen Bundesländern ein Segen. Endlich gab es Pinsel, Farben und auch Fliesen für die Renovierung der Nasszelle in der Plattenbauwohnung. Ich habe das Bad selbst gefliest, in einer Mietwohnung auf eigene Kosten. Die gründliche Renovierung durch den Eigentümer ließ noch neun Jahre auf sich warten, bei Verdopplung der Miete von einem Monat auf den anderen. Diese wollte erst erwirtschaftet werden.



Germany, Wismar, 1992

Kult

Als Angehöriger eines Kollektivs in einem „volkseigenen“ Betrieb hatte ich das Vergnügen, beim gemeinsamen Frühstück den Gesprächen meiner Kollegen zu lauschen. In der Werkstatt wurde mir verboten, im Radio die Sendungen des NDR zu hören. Die Ferienwelle von Radio DDR und andere staatliche Sender waren erlaubt, auf Dauer aber unerträglich. Ich hielt mich aber nicht an dieses Verbot, weil sich die Kollegen beim Frühstück bedenkenlos über das abendliche Westfernsehprogramm unterhielten. Trotzdem wurde gegen mich ein Verfahren eingeleitet, das Hören von westlichen Sendern während der Arbeitszeit zu unterbinden. Schließlich bildete ich Lehrlinge aus, die zu Hause eben auch westliche Sender empfangen. Ich hielt das für fortgeschrittene Schizophrenie in einem kranken Staat. Zur Frühstücksrunde gehörten mein staatlicher Leiter und seine hübsche Sekretärin, beide parteilos, ein älterer und ein jüngerer SED-Genosse, der Lagerfacharbeiter und mein älterer Mitarbeiter, beide parteilos. Wenn sich das Gespräch um Autos drehte, wurde mit Hochachtung von westlichen Modellen gesprochen. Ich bin mir absolut sicher, dass jeder, absolut jeder Bürger der DDR von einem westlichen Modell träumte, sobald sich die Möglichkeit bot, durch den Währungsumtausch einen solchen zu erwerben. Oft ging der Wunsch in Erfüllung, doch so mancher musste wieder seinen Trabi in Gang setzen. Ein Kult-Auto war der Trabi keinesfalls, eher ein Vehikel. Der Kult kam später, als Zweitwagen, als der Traum erfüllt war.



Germany, Diedrichshagen, 1996

Volkseigenes Privateigentum

Wieviel "Volkseigentum" in dieser Gartenlaube verbaut wurde, vermag niemand mehr zu sagen. Jedenfalls stand sie noch wenige Jahre zuvor auf "volkseigenem" Grund und Boden. Eine der folgenreichsten Ad-hoc-Entscheidungen war die Rückgabe des "Volkseigentums" an das ursprüngliche Privateigentum nach dem Prinzip: Rückgabe vor Entschädigung. Doch das Elend, das somit oft angerichtet wurde, begann bereits in dem Reich, das 1000 Jahre währen sollte. Zunächst wurden die Juden enteignet, oder sie flohen vor den Nationalsozialisten und ließen alles Hab und Gut zurück. Später flohen die deutschen Nichtjuden vor der Roten Armee und ließen alles Hab und Gut zurück. Dann flohen die Menschen aus dem Reich der Kommunisten und ließen alles Hab und Gut zurück. Damit nicht genug, enteigneten die Kommunisten die Besitzer von Schlössern, Gutshäusern, Hotels und Pensionen und verwandelten sie auf merkwürdige Weise in sogenanntes „Volkseigentum“. Und immer noch flohen Menschen aus der DDR und ließen ihre Häuser zurück, weil sie gegen den Verfall nichts ausrichten konnten. Diese wurden, wenn sie noch zu bewohnen oder ausbaufähig waren, nach dem Verlassen nur zum Schein in „Volkseigentum“ umgewandelt und von den SED-Genossen besetzt, die zufällig an der Quelle saßen, was wiederum Privateigentum genannt werden konnte. So, liebes deutsche Volk, nun bringt euer Chaos mal wieder in Ordnung.



Germany, Althagen, 1993

Risiko

Dieses Porträt zeigt einen Öko-Landwirt. Nachdem die Vorhaben, den Nordosten Deutschlands mit Golfplätzen zu überziehen, stark reduziert wurden, kam seitens der Politik die Idee auf, stattdessen ein Musterland für ökologische Landwirtschaft zu betreiben. Dieser Landwirt fasste Mut, zog in den Osten, stellte für seine Familie einen Wohncontainer auf den Acker und legte los. Das Foto entstand, als meine Frau arbeitslos wurde und mein fotografisches Talent als Vertreter vollkommen brach lag. Meine Frau suchte eine neue Aufgabe, machte ein Interview mit diesem Landwirt und ich fotografierte das Porträt. Wir hatten die Absicht, mit unseren Reportagen von engagierten Menschen der allgemein gedrückten Stimmung dieser Zeit einen positiven Schwung zu geben. Uns gelangen mehrere Porträts, doch die ehemalige SED-Zeitung in jetzt privaten Händen eines westlichen Eigentümers, an die wir die Geschichte verkauften, zahlte schlecht, während ihre Mitarbeiter als ehemalige SED-Genossen gute Gehälter bezogen. Als ich mehrere Jahre später an diesem Ort vorbeikam, wohnte der Landwirt mit seiner Familie immer noch im Container. Inzwischen wurde der Hof weitgehend aufgegeben. Jedenfalls blieb von der ökologischen Landwirtschaft keine Spur außer einem Artikel im Archiv der Regionalzeitung.



Germany, Wismar, 1992

Gastronomie

Der Unterschied zwischen dem Speisenangebot einer VEB-Betriebskantine und einem HO-Restaurant war in der DDR nicht sonderlich groß, vielleicht im Preis. Kostete ein subventioniertes VEB-Mittagessen zwischen 0,75 und 1,35 Mark der DDR, so zahlten die Gäste eines Restaurants für ein Gericht etwa von 2,80 bis 4,95 Mark, mit Ausnahme einiger gehobener gastronomischen Einrichtungen, die wie alle anderen geduldig erstanden werden wollten. Als ich unmittelbar nach Einführung der D-Mark in einer wegen des Prager Biers beliebten Klausen speisen wollte, kostete das Gericht 21,50 DM, ohne dass sich am Rezept etwas geändert hätte. Später wurde die Portion kleiner, für 16,50 DM. Auch die zuvor vorwiegend unfreundliche Bedienung blieb lange Zeit dieselbe. Dieses jahrzehntelange Negativimage der DDR-Gastronomie wurde bitter abgestraft. Weiterhin war infolge der Massenentlassungen und dem Wegfall vieler Betriebskantinen für viele Menschen die gewohnte Mittagsversorgung weggebrochen. Diese „Marktlücke“ fingen die boomenden Imbissbuden auf, deren Eigentümer sowohl Arbeit hatten als auch schnell zu Wohlstand kamen.



Germany, Wismar, 1993

Telekommunikation

Während meiner VEB-Zeit konnte ich von meinem Arbeitsplatz direkt nach Berlin, Leipzig und Warschau telefonieren, ohne einen Pfennig Gebühren bezahlen zu müssen. Das war der Vorteil der sozialistischen Schlamperei. Auf einen privaten Telefonanschluss wartete ich bereits acht Jahre ohne Aussicht auf Realisierung. Wer, aus welchen Gründen auch immer, ein funktionsfähiges Telefon besaß, konnte nach stundenlanger Voranmeldung auch in den Westen telefonieren oder von dort angerufen werden. Die Gespräche wurden konspirativ aufgezeichnet. Nur in Berlin war dieses von einer Telefonzelle in Direktwahl möglich. Nach dem Mauerfall erwies sich die „Mauer“ der fehlenden Telekommunikation als Hindernis für die Marktwirtschaft. Die Telefonleitungen zwischen Ost und West waren hoffnungslos überlastet. Ein Fernfahrer verriet mir eine Geheimnummer der Stasi, womit sie ihre Agenten erreichen konnte. Dieser hatte sie von einem Bürgerrechtler aus Thüringen bekommen. Doch auch diese sprach sich schnell herum, dass ich oft stundenlang wählen musste, um einen Teilnehmer zu erreichen. Ohne moderne Telekommunikation kein Aufschwung Ost. Binnen weniger Jahre errichtete die Telekom ein neues Netz in ganz Ostdeutschland, riss Straßen auf, verlegte Kabel und stellte die Hausanschlüsse her. Ohne diese Arbeit könnte heute kein Ostalgiker, kein Pegida-Anhänger und kein Reichsbürger in den Internetforen die DDR loben und über die Bundesrepublik Deutschland meckern.



DDR, Teterow, 1990

Abrüstung

Ich kann auf zahlreiche Kenntnisse aus meinem Grundwehrdienst in der NVA zurückgreifen und beschäftigte mich aus Neugier mit den militärischen Einrichtungen in der DDR. Die Erkenntnis, welche Waffenstarre allein auf dem Gebiet des heutigen Mecklenburg-Vorpommerns herrschte, ließ mich erschrecken. Von der Bevölkerung der DDR nahezu unbemerkt wurde ein unvorstellbares Waffenarsenal installiert. Welche gewaltigen Kosten damit verbunden waren, ist nicht mehr nachvollziehbar. Der zwischen den damals beiden deutschen Staaten und den vier Siegermächten des Zweiten Weltkriegs ausgehandelte Zwei-plus-Vier-Vertrag war ein Meisterwerk der Diplomatie und zählt heute zum Welterbe der UNESCO. Über den Rückzug der ehemaligen, atomar bewaffneten Roten Armee nach Russland im Jahr 1994 existieren zahlreiche Fotodokumente, doch ich kenne keine Bilder von der Abrüstung der NVA. Tausende Panzer, hunderte Schiffe, Raketen, Kampfflugzeuge und sonstiges Kriegsgerät verschwanden nahezu geräuschlos. Was geschah mit den Berufssoldaten, den Wehrkreiskommandos und den Zivilbeschäftigten der NVA? Mit diesem Bild, das ich 1991 zufällig in der Nähe Teterows entdeckte, möchte ich an das Ende einer unvorstellbaren Rüstungsspirale erinnern, ohne auszublenden, dass Waffennarren bis heute davon unberührt blieben.



Germany, Wismar, 1991

Boulevard

Dieses Foto gilt der vermeintlich größten Tageszeitung Deutschlands, auch wenn die Geschichte der abgebildeten Vietnamesen ebenso interessant wäre. Bereits während der Revolution entstanden im Osten zunächst neue Tageszeitungen und frische Hörfunkprogramme, deren jetzt freie Journalisten die Umbrüche medial begleiten wollten. Doch sie kämpften gegen Windmühlen. Die während Jahrzehnte eingeübten Lesegewohnheiten und Vertriebsstrukturen sowie ein weit verbreitetes politisches Desinteresse in der Bevölkerung ließen bei den engagierten Journalisten neben den ökonomischen Schwierigkeiten die Erkenntnis reifen, aufzugeben. Mit einem weinenden Auge überließen sie das Feld den privaten Medien, die an objektiver Berichterstattung kein Interesse haben. So verschwanden bis auf wenige Ausnahmen viele Medien, deren weitere Existenz mit einem neuen Konzept für ein Zusammenwachsen Deutschlands bereichernd gewesen wäre. Doch dafür fehlten Kapital sowie die Kaufbereitschaft derjenigen, die sich heute über einen falschen Ton beklagen, den sie in der Presse zu hören meinen. Sie hatten eine Chance.



Germany, Wismar, 1990

Bauboom

Die Grube ist eine der ältesten Straßen der Hansestadt Wismar, an einem Wasserlauf aus dem Mittelalter gelegen. Noch in der DDR wurde mit Tiefbauarbeiten begonnen, um ein Versinken der angrenzenden Gebäude zu verhindern. Beim vorherrschenden Zustand des Bauhandwerks und der Materialversorgung wäre das Vorhaben eine ewige Baustelle geworden. Man beachte den Zustand der Gebäudezeile rechts im Bild. Sicher wäre diese gänzlich zusammengebrochen, wenn nicht Hilfe aus den Partnerstädten im Westen gekommen wäre. Nicht nur Baumaschinen, sondern auch Kopierer für die Verwaltung und medizinische Geräte wurden in den Osten geschickt. Für die Bauarbeiter gab es in den folgenden Jahren genug zu tun. Was sonst noch geschah, ist eine andere Geschichte.



Germany, Stralsund, 1996

Gute Geschäfte

In der entwickelten sozialistischen Gesellschaftsordnung war Privatwirtschaft nicht vorgesehen. Es war ein Arbeiter- und Bauernstaat. Handwerker, Ärzte und Intellektuelle hatten außer in einer parallelen Schattenwirtschaft oder in einem Nischendasein kaum Entfaltungsmöglichkeiten. So fehlte es in den industriell gefertigten „Arbeiterschließfächern“ an Möglichkeiten für Gewerbetreibende. Die Hansestadt Stralsund war besonders stark vom Verfall der historischen Innenstadt betroffen. Ihr wirtschaftlicher Schwerpunkt war eine Werft, in der wie am Fließband Fischereischiffe für den Einsatz auf hoher See produziert wurden. Das Ziel der vollbeschäftigten Arbeiter, Ingenieure und Angestellten war eine Neubauwohnung an der Peripherie, so dass die Stadt in der DDR bereits „umgekippt“ war. In den ehemals stolzen Bürgerhäusern mit ursprünglich 25.000 Einwohnern lebten nur noch 3.000 in prekären Wohnverhältnissen, etwa 60.000 wohnten in den Plattenbausiedlungen. Nach 1990 wurde es ein gutes Geschäft, aus einem Provisorium heraus TV- und Videogeräte zu verkaufen, auch unter diesen Bedingungen. Es liegt auf der Hand, dass die begehrten elektronischen Geräte nicht aus ehemaligen DDR-Betrieben kommen konnten.



Germany, Wismar, 1993

Freiheit und Verantwortung

Mein älterer Bruder war in der DDR Taxifahrer. Das Autofahren war seine Leidenschaft, die einzige Tätigkeit, wobei er Freiheit spüren konnte, meinte er. Taxis, in der Regel vom Typ Wolga aus sowjetischer Produktion, waren in der DDR knapp. Der Grund ist nicht schwer zu erraten. Private Schwarz taxis halfen in den Abendstunden für Schwarzgeld aus. Für den Erhalt knapper Waren und Leistungen zeigten sich die DDR-Bürger sehr großzügig. Mein Bruder kam neben einem schmalen Lohn mit einem üppigen Trinkgeld nach Hause kam, manchmal mit D-Mark, womit er im Intershop einkaufen konnte. Ein wichtiger Kundenkreis waren die Seeleute, die mit Taschen voller Geld von mehrmonatigen Seereisen zurückkehrten und möglichst schnell zur Liebsten nach Glauchau, Zittau oder Crimmitschau wollten. So blicken Taxifahrer auf goldene DDR-Zeiten zurück. Als der Besitz eines eigenen PKW und eine Fahrt mit einem Taxi für die Allgemeinheit jederzeit möglich war, war das Schlaraffenland zu Ende und der Verdienst betrug nur noch einen Bruchteil, was auch mit dem jetzt privaten Arbeitgeber zu tun hatte. Ich versuchte meinen Bruder zu ermuntern, nicht als Angestellter, sondern als Selbständiger Taxi zu fahren und seine Freiheit zu genießen. Er zeigte mir einen Vogel. Er hatte Angst vor der echten Freiheit, für sich selbst verantwortlich zu sein.



Germany, Rostock, 1995

Arbeitskampf

Die bisher „volkseigenen“ Betriebe gehörten der Treuhandanstalt, die von der Modrow-Regierung der DDR gegründet und später von der Bundesrepublik übernommen wurde. Der Treuhandchef Detlev Karsten Rohwedder, 1990 vom Ministerrat der DDR in dieses Amt berufen, wurde im April 1991 von der RAF ermordet, einer Terrorgruppe, deren Mitglieder zuvor in der DDR Unterschlupf fanden. Die Propaganda der DDR verbreitete, sie sei die zehntgrößte Industrienation der Welt. Das war gelogen. In Polen wurde dasselbe proklamiert, ebenfalls gelogen. Die Erhebung genauer Wirtschaftszahlen war in der SED-Ökonomie nicht üblich. Planzahlen wurden manipuliert. Die Folge war, dass die Wirtschaftskraft überschätzt wurde, eine Vollbeschäftigung nur zum Schein bestand und die Beschäftigten der Betriebe aufgrund des zusätzlichen Verlusts der Absatzmärkte massenhaft entlassen werden mussten. Das Szenario der wegbrechenden Märkte in der Sowjetunion und den ehemaligen sozialistischen Staaten, die Wettbewerbsunfähigkeit der DDR-Wirtschaft auf den westlichen Märkten und die Notwendigkeit höherer Löhne und dem Wunsch danach in dieser kurzen Zeit hat niemand vorausgesehen. Die Öffentlichkeit hat es allerdings geschafft, der Treuhand die Schuld für die Schwierigkeiten während der Transformation zu geben, die in der DDR gegenüber den ehemaligen „Bruderländern“ recht glimpflich verlief. Helmut Kohl wurde mit Eiern beworfen.



Germany, Rostock, 1996

Dinosauerier auf den grünen Wiesen

Irgendwann im Jahr 1995 spürte ich, dass der Boom im Westen als Folge der neu gewonnenen Absatzmärkte in Osteuropa und insbesondere in den neuen Bundesländern zu Ende ging und es endlich an der Zeit war, das zu tun, was ich am besten konnte. Ich machte Pläne, selbständig zu werden, denn Arbeitsplätze gab es für mich im Osten nicht. Doch bevor ich meine Pläne umsetzen konnte, erhielt ich von meinem westlichen Arbeitgeber, für den ich die ersten fünf Jahre nach Null arbeitete, die Kündigung. Ich suchte Gewerberäume, wo ich neu anfangen konnte und geriet an einen Bekannten. Dieser war zuvor Kapitän eines Hochseeschleppers, dessen Radargerät ich oft instand setzte. Jetzt war er als Manager einer neuen Ladenstraße tätig mit der Aufgabe, Mieter zu suchen. Penetrant ging er mir auf die Nerven, doch die Miete seiner Gewerberäume war unerschwinglich. Dazu kämen Einrichtungen und Nebenkosten. Der ehemalige Kapitän hatte keine Ahnung, über welches Kapital ostdeutsche Existenzgründer verfügten. Er stand unter dem Druck, die Mieten einzuspielen, die die Investoren verlangten, natürlich mit Gewinn. Bald waren die Gewerbeflächen auch ohne mich vermietet, an Banken, Apotheken und große deutsche Optiker – bis heute. Das abgebildete Möbelhaus mit einem einheimischen Inhaber musste bald wieder Insolvenz anmelden.



Germany, Rostock, 1996

Diskriminierung

Als ich dieses Schild fotografierte, war ich arbeitslos und fühlte mich bei diesem Anblick diskriminiert. Ich habe mich nach der Kündigung bei der Agentur für Arbeit gemeldet und gesagt, sie möchte mich bitte in Ruhe lassen. Denn bevor ich als Versicherungsagent, als Anzeigenvertreter für die neuen Werbezeitungen oder im neuen Einkaufszentrum bei der Flaschenannahme arbeite, wollte ich mich mit meiner Qualifikation selbständig machen. In einem Neubauviertel eröffnete ein gewaltiges Einkaufszentrum mit mehreren Parkebenen, Rolltreppen und Ladenzeilen. Im Erdgeschoss hat sich ein einheimischer Fleischermeister eingemietet und bot als Ersatz für die weggefallenen VEB Betriebskantinen die gewohnten fleischlastigen Mittagsmenüs an. Wer ebenfalls arbeitslos war und mangels Masse auf diesen vormals billigen Service verzichten musste, wurde somit aus der Gesellschaft ausgegrenzt. Der Rostocker Fleischermeister musste für seine Fläche die Miete erwirtschaften, die an den Betreiber des Einkaufszentrums in Neumünster und von dort nach Frankfurt am Main zu den Banken floss. Doch diejenigen, die ihren Arbeitsplatz behielten, vielleicht sogar nach Tarif bezahlt wurden und shoppen konnten, betraf das nicht. Das Los entschied über das Schicksal.



Germany, Rostock-Markgrafenheide, 2014

Das Ende der wilden Jahre

Ich kann mich erinnern, dass ich den Fußbodenbelag für eine neue Wohnung in einem Zelt gekauft habe. Westliche Händler verkauften ihre Waren, wo sie nur konnten: In stillgelegten, ehemals „volkseigenen“ Betrieben, in leergeräumten Lagerhallen oder auch in Containern. Der Bedarf war immens und die Verkaufsflächen waren nicht ausreichend. Ich hatte mit einem renommierten Elektronikkaufhaus in Hamburg zu tun. Ein leitender Mitarbeiter erzählte mir, dass sich nach Einführung der D-Mark der Umsatz verdoppelte. Auch die Umsätze der Firma in Willich, wo ich in den ersten fünf Jahren arbeitete, stiegen immens. Was lag näher, als dorthin zu gehen, woher die Kunden kamen? Ab Mitte der 1990er Jahre breiteten sich Einkaufszentren an den Peripherien der größeren ostdeutschen Städte aus. Die Waren wurden von den Zentralen im Westen bei den westlichen Vertretern geordert, in den Osten transportiert und dort in Regalen der neuen Märkte präsentiert. Einsortiert wurden sie von ostdeutschen Arbeitnehmern, die das Arbeitsamt aus dem Heer der Arbeitslosen rekrutierte. Die Unternehmer argumentierten, dass sie Arbeitsplätze schufen. Wo die Wertschöpfung erfolgen sollte, damit die Menschen konsumieren konnten, wurde nicht hinterfragt. Bald waren die neuen Einkaufszentren installiert, zogen mit Hilfe eines gewaltigen Werbeaufwands die Bevölkerung an und die Provisorien landeten, wenn überhaupt, im Schrott. Damit war der Westen zumindest optisch und strukturell im Osten angekommen.



Germany, Wismar, 1994

Das einzig Wahre

Eine Kapelle, gesponsert von einer Brauerei, spielt zur Unterhaltung und zum Tanz. Als Nebeneffekt kurbelt sie den Bierumsatz an. Zwei Männer, vielleicht schon etwas bierselig, tanzen gemeinsam. Frauen sind nicht zu sehen. Die Bevölkerung ist vom jahrelangen Dauerfeuer der Werbe-, Verkaufs- und Promotionsaktionen scheinbar gesättigt. Besonders in den östlichen Landesteilen des Ostens haben sich die gebildeten jungen Frauen als flexibel erwiesen und einen Neuanfang vor allem im Westen gesucht, wo sie oft sehr erfolgreich wurden. Erfolgreiche Männer aus dem Westen schwärmen von ihren Frauen aus dem Osten. Umgekehrt ist das seltener der Fall. In den strukturschwachen Regionen blieb überwiegend eine konservative Männergesellschaft zurück, die ohne Frauen einfach nicht glücklich werden will und die Schuld daran woanders sucht. Die Gesellschaft wird sich noch lange mit ihrem Gedankengut beschäftigen müssen.



Germany, Rostock, 1996

Sinn und Unsinn

Die Aufschriften „Der Sieg des Sozialismus ist der Triumph des Friedens“ (Siehe Seite 17) oder „Die Freundschaft zur Sowjetunion ist ewig und unverbrüchlich“ oder „Der Name und das Werk Lenins bleiben ewig bestehen“ waren auf eine Ewigkeit angelegt und sollten niemals verändert werden. Das ließ in einer solchen Gesellschaft auch den Reiz irgendeiner Veränderung vermissen, was wiederum einer Friedhofsruhe glich. Die freie Welt lebt dagegen von Veränderungen. Die Werbeplakate werden alle 10 Tage gewechselt. Es gibt arme Menschen, die sich Gerechtigkeit wünschen, und reiche Menschen, um die die Autohersteller buhlen. Von Markus, Lukas und Matthäus ist folgendes Gleichnis Jesu überliefert: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt.“ Womit wir wieder bei der Ewigkeit sind.



Germany, Rostock-Markgrafenheide, 2014

Klassentreffen

Als ich mit der Witwe des Bäckermeisters (siehe Seite 10) telefonierte, sprach ich mein Mitgefühl aus. Es tröstete die Frau nicht, als ich sagte, dass das Leben auch ohne ein eigenes Haus mit eigenem Bäckereiunternehmen weitergegangen wäre. 25 Jahre nach dem Mauerfall nahm ich an einem Klassentreffen teil. Viele meiner ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschüler sah ich wieder. Einige fehlten, wurden Opfer von tödlichen Krankheiten, Verkehrsunfällen oder hatten einfach das natürliche Ende ihres Lebens erreicht. Alle waren der Transformation ausgesetzt, die sie mitten im Leben mit ihren Kindern und Angehörigen bewältigen mussten. Sie wurden unterschiedlich wohlhabend, aber niemand hat darüber geklagt. Im Gegenteil: Sie blickten stolz und mit sich zufrieden auf ein spannendes Leben zurück, das in der DDR niemals möglich gewesen wäre. Eine Frau war darunter, die sich beruflich nicht verändern musste. Sie war seit ihrer Berufsausbildung ab 1969 ununterbrochen in der Justiz tätig. Kriminelle gab und gibt es überall, in Ost wie in West. Sogar unser ehemaliger Staatsbürgerkundelehrer, der zum Treffen eingeladen wurde, war gut gelaunt. Seine Rente als ehemaliger Lehrer stimmte und sein krudes Weltbild war in Teilen noch vorhanden, doch niemand hat sich dafür interessiert. Er besaß nicht mehr die Macht, Noten zu vergeben, unsere Biografien nach seinen persönlichen ideologischen Gesichtspunkten zu verbiegen und uns im Auftrag seiner Partei in die Taschen zu lügen.



Hiemit erlaube ich, diese Datei für **nicht kommerzielle** Zwecke an weitere Kontaktpersonen zu versenden und auch in gedruckter Form zu verbreiten.



52. Ausgabe
8. Jahrgang
August 2020

Herausgeber, Bildermacher und Verfasser:
Siegfried Wittenburg

Kontakt:
post@siegfried-wittenburg.de

Abonnement:
Schicken Sie mir eine nette E-Mail und Sie werden in den Verteiler aufgenommen. Der Versand erfolgt weltweit. Für das Abo ist es erforderlich, dass Sie sich für die Zusendung bedanken und/oder mit mir in den Gedankenaustausch treten. Für Schreibfaule reicht es einmal zu Weihnachten. Vermissen Sie eine Ausgabe, habe ich Sie entweder vergessen oder es kann technische Gründe wie Hacking oder PC-Absturz haben. Melden Sie sich einfach.

Dieses Magazin erscheint kostenlos alle zwei Monate in deutscher Sprache. Sollte es einmal nicht pünktlich sein, müssen Sie sich ein wenig gedulden. Sollte es öfter kommen: Freuen Sie sich!

Viele Grüße! Bis zum nächsten Mal!

Siegfried Wittenburg